



Nr. 132.

Freitag, den 5. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Fähler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Oswald hatte die Art des vornehmen Menschen, den Proletarier, selbst jetzt, wo er sich selbst als solchen ausgab, in einer gewissen respektvollen Entfernung zu halten, und sein Erschienen im Schloß hatte für alle so etwas Geheimnisvolles, daß man ihm unwillkürlich eine gewisse Ausnahmestellung einräumte, um so mehr, da er sofort in die nächste Umgebung der Herrschaft gezogen worden war.

Man wußte nicht recht, was man aus ihm machen sollte.

Auf dem Wege unterhielt er sich vorsichtig mit dem alten Johann, einem der wenigen, die noch vom Stamme der alten Dienerschaft übrig geblieben waren.

„Sie haben den jungen Herrn auch noch gekannt, Johann“, sagte er freundlich, indem er seinem Nachbar eine Zigarre anbot.

„Ob ich ihn gekannt habe den lieben, goldbraven Herrn? — O, was war der leutselig und freundlich zu jedem, bis zum letzten Chauffearbeiter, just so, wie Komtesse Thea. Da war keiner zu gering, daß er nicht ein freundliches Wort zu hören bekam. Tausendmal auf den Armen hab' ich ihn gehalten als Knaben. Ja, sogar das Leben habe ich ihm als fünfzehnjährigen Jungen gerettet.“

„Ei, wie war denn das?“ fragte Oswald, während der andere seine Zigarre in Brand steckte und die Pferde langsamer gehen ließ.

„Ach, wie ein Unglück so kommen kann“, versetzte Johann. „Er ritt ein junges Pferd, das ihm der Herr zum Geburtstag geschenkt hatte, und ich begleitete ihn.“

Der gnädige Herr war damals auf lange Monate verreist, er war dazumal noch bei der Gesandtschaft, darum hat er auch nie etwas von der ganzen Geschichte erfahren. Nur die selige Frau Mutter hat's gewußt, und es blieb dann zwischen uns dreien.

Also der Gengst ging auf einmal mit dem jungen Herrn durch; wie der Satan flog er dahin über Hecken und Gräben, und ich natürlich in meiner Todesangst hinter ihm her.

An einer gefährlichen Stelle, wo es anfang, ganz unheimlich bergab zu gehen, holte ich den Rappen ein, fassete in meiner Angst den Grafen im Sattel und reißte ihn von dem tollen Tier herunter.

Zum Glück hatte er gehört, als ich ihm zurief, er sollte die Füsse aus den Bügeln tun. So packte ich ihn förmlich am Kragen und dicht neben meinem Gaul gleitet er herunter. Aber wie so etwas kommt, im Falle schlägt er mit den Schultern auf einen kantigen Stein und bleibt blutend liegen.

Nachdem ich mein Pferd zum Stehen gebracht, sprang ich ab, zitternd an allen Gliedern, denn ich glaubte, ich hätte es nun erst recht schlimm gemacht. Aber der junge Herr

war gerettet. Nur den Arm hatte er gebrochen, sogar doppelt, der arme Junke, und lange Wochen hat's gedauert, bis alles wieder geheilt war. Die Rettung aber hat er mir nie vergessen.“

„Und der Herr Graf hat nie davon erfahren?“ fragte Oswald gespannt.

„Niel — die Gräfin nahm mir das heilige Versprechen ab, den Unfall zu verschweigen und hat das Geheimnis mit ins Grab genommen. Der Herr Graf hat seinen Sohn ja abgöttisch geliebt, und nie hätte er wieder ein Pferd besteigen dürfen. Und das Reiten war nun doch einmal seine ganze Wonne.“

Einige Augenblicke blieben beide still. Der Alte schien in seinen Erinnerungen verloren, und Oswalds Gedanken schweiften auf einer Fährte, die ihn höchlichst interessierte.

„Waren Sie dabei, Johann, als man den jungen Grafen zu Grabe trug?“ fragte er nach einer Weile.

„Nein, ich war damals gar nicht hier. Mein Sohn hatte Hochzeit in meiner Heimat, und da war ich auf acht Tage beurlaubt. Als ich zurückkam, hatte man den jungen Grafen gerade gefunden und die Beisetzung war eben vorüber. Ich hätte ihn gern noch einmal gesehen, und wenn er noch so furchtbar ausgesehen hätte. Die Fische sollen ihn ja so entsetzlich angefressen haben, daß man absolut gar nichts mehr von ihm erkennen konnte.“

„Entsinnen Sie sich genau des Tages, an dem man den Beringlückten fand?“ fragte Oswald, durch dessen Kopf blitzschnell ein Gedanke schoß.

„Ganz genau!“ entgegnete der Rutscher, „es war am 28. September vorigen Jahres!“

„Und ist niemand mehr im Schlosse, der die Leiche des jungen Grafen damals gesehen hat? Wer zum Beispiel erzählte Ihnen von dem schrecklichen Anblick?“

„Der Stallburche Christian hat den armen, jungen Herrn noch gesehen, sogar mit in den Sarg gelegt hat er ihn, denn er war dabei, wie man tief im Gehölz die verstümmelten Ueberreste unseres prächtigen Junkers fand!“

„Und dieser Christian ist immer noch hier?“

„Gewiß! Er und ich und ein paar Mädels sind die einzigen, die von der alten Dienerschaft noch übrig geblieben sind.“

„Das ist aber doch seltsam! — Weshalb blieben denn die früheren Leute nicht hier, wo sie doch jedenfalls schon recht lange waren? Der Herr Graf macht auf mich wahrhaftig nicht den Eindruck, als ob er ohne Grund alte, lang bewährte Dienstboten entläßt.“

„An unserem Herrn hat's auch sicher nicht gelegen, von ihm aus wäre gewißlich alles beim alten geblieben. Aber gleich nach dem Tode des jungen Herrn kam die Baroness

Zukko ins Schloß, anfänglich eigentlich nur zum Besuch, und da der gnädige Herr nach der Auffindung seines Sohnes in lange, heftige Krankheit verfiel, so übernahm sie sofort das Regiment im Hause, und Komtesse Thea, die damals so vollständig den Kopf verloren hatte, ließ sie schalten und walten wie sie wollte.“

„Na — und da?“ fragte Oswald gespannt.

„Da mißfiel ihr eben bald dieser, bald jener, und einer nach dem anderen mußte Hals über Kopf aus dem Dienst. Und im Handumdrehen waren auch schon die neuen da, alle aus der Residenz!“

„Dann wunderte es mich nur, daß Sie geblieben sind und der Stallburche, der Christian, von dem Sie vorhin erzählten!“

„Ja, sehen Sie, Herr Fritz“, sagte der alte Johann schmunzelnd, „mit mir ging's nicht so leicht. Erstens bin ich der Älteste im Haus und schon über 20 Jahre im Dienst und dann gab ich der Gnädigen auch keine Veranlassung zum Klagen. Sie hat sich Mühe genug gegeben, aber ich hätte alles getan, ohne Widerrede, hätt' mir alles gefallen lassen, nur um hier zu bleiben, denn ich hänge zu sehr an der Herrschaft.“

„Das ist schön von Ihnen, Johann“, sagte Oswald im herzlichsten Ton, dessen er fähig war, und reichte dem Alten kräftig die Hand. „Glauben Sie mir, diese Anhänglichkeit wird sich auch eines Tages an Ihnen lohnen! — Aber wie war's denn mit dem Christian, weshalb ist denn der nicht auch fortgegangen, wie all die anderen?“

„Das ist meiner Schwester Kind, Herr Fritz, und der hat's auch ebenso schlaun angefangen wie ich — auf meinen Rat. Zudem ist er der Bräutigam von der Bärbel, der Toie von Komtesse Thea. Der steht hoch in Gnaden bei der Herrschaft. Den konnte die Baroness nicht so ohne weiteres entlassen!“

Langsam war der Wagen an der Biegung der Chaussee angekommen, wo sie sich merklich nach dem Tale hinunter abneigte, der alte Kutscher hatte jetzt damit zu tun, die Bremse zu regulieren, und die feurigen, jungen Pferde zu zügeln, damit keins zu Falle kam, denn auf dem Wege lagen Steine und Geröll. So hatte denn Oswald volle Muße, seinen Gedanken nachzuhängen, die bunt durcheinander wirbelten, denn alles, was der Alte ihm da erzählt hatte, war dazu angetan, seinen längst erwachten Verdacht nach einer bestimmten Richtung zu lenken.

Bald tauchte das dürftige Bahnhofsgelände vor ihm auf, und als der Wagen hielt, schwang er sich vom Bod und begab sich gleich nach der Seite, wo der Zug ankam, während Johann mit dem Wagen an der Landstraßenseite blieb.

Etwa zehn Minuten war Oswald unter dem hölzernen Schuttdach neben dem Schienengeleise auf und nieder gegangen, als das Ankunfts-signal des Zuges gegeben wurde.

Noch einmal überflog er in Gedanken, was er dem Arzte hatte sagen wollen.

Er hatte sich fest vorgenommen, ihn durch irgend ein scheinbar absichtsloses Wort darauf hinzuweisen, daß der Graf zu starke Dosen Opium bekam, wovon er ja selbst selbstverständlich überzeugt war.

Nur war es sich noch nicht klar darüber, auf welche Weise er dies tun konnte, ohne seine eigene Sachkenntnis in medizinischen Dingen zu verraten.

Nach kurzem Nachdenken glaubte er das Richtige gefunden zu haben und lächelte befriedigt vor sich hin, als soeben der Zug mit der jeder Sekundärbahn eigenen Gemächlichkeit herankam. Nur ein einziger Reisender stieg aus, ein noch junger, eleganter Mann in hellfarbenem Sommerpaletot, mit goldener Brille und ziemlich starkem rotblonden Schnurrbart unter der kühn geschwungenen Nase, die dem Gesicht etwas ausgesprochen Energisches gab. — Ueber die Wangen lief quer ein weißhin sichtbarer Schnitt.

Bei seinem Anblick schrak Oswald heftig zusammen und hätte im ersten Augenblick am liebsten gewünscht, sich unsichtbar machen zu können.

Der Mann, der da vor ihm stand auf dem Perron, dem er nicht ausweichen konnte und den er sogar gezwungen war, in der nächsten Sekunde anzureden, war Dr. Herdi-

nand Neumark, mit dem er in Berlin zwei Semester studiert hatte, dem er manche heitere Stunde froher Geselligkeit verdankte, und der dann seine Studien in Heidelberg fortgesetzt hatte. Sie waren gute, fast tägliche Kameraden gewesen, ein Wiedererkennen war unvermeidlich.

Oswalds Infognito hatte aufgehört, wenn es ihm nicht gelang, alles auf eine Karte zu setzen, mit beispielloser Aufbietung seiner ganzen Energie „à banque“ zu spielen.

Als das schoß ihm im Laufe weniger Sekunden durch den Kopf, während er auch schon auf den Angekommenen zutrat und tief seinen Hut abnahm.

Ein Blick des jungen Arztes glitt fragend über ihn hin, aber Oswald zuckte mit keiner Wimper, als er ruhig sagte:

„Habe ich die Ehre, den Herrn Assistenzarzt des Herrn Doktor Möhringen zu begrüßen?“

„Der bin ich“, erwiderte der andere, sich vorstellend. „Doktor Neumark! Und Sie, wenn ich nicht irre —“

„Ich bin der Kammerdiener des Herrn Grafen Neudeck, Fritz — kurzweg Fritz — wenn ich bitten darf, Herr Doktor, und habe den Auftrag, Sie baldmöglichst nach dem Schloße zu bringen, wo Sie, Herr Doktor, einen Schwerkranken, wenn nicht schon einen Sterbenden vorfinden werden. Der Wagen hält auf der Chaussee.“

„Ich danke Ihnen!“ entgegnete Neumark ein wenig verdutzt und sah Oswald nochmals so eigenartig fragend an, daß diesem kein Zweifel darüber blieb, daß sein Studiengenosse ihn sofort erkannt hatte.

Dann gingen sie beide durch den kleinen Gang, in dem der Billerichshalter sich befand, nach dem bereitstehenden Wagen.

Die Sonne, die bisher im Rücken des Wagens gestanden hatte, traf jetzt auf der Heimfahrt während des ganzen Weges den Sitz und stand bald in mittäglicher Höhe, so daß Oswald ein rettender Gedanke kam, den er sofort ausführte.

„Schlagen Sie das rückwärtige Verdeck hoch, Johann“, sagte er schnell, „damit der Herr Doktor nicht von der Sonne allzu sehr belästigt wird.“

Während der Kutscher mit einiger Umständlichkeit den Befehl ausführte und ganz damit beschäftigt war, sagte Oswald zu Neumark, indem er den Wagenschlag öffnete: „Würden der Herr Doktor gestatten, daß ich im Wagen auf dem Rücksitz Platz nehme? Ich bin von der Komtesse Thea beauftragt, den Herrn Doktor schon während der Fahrt über einige Einzelheiten zu unterrichten, die vielleicht dazu dienen, die Diagnose zu erleichtern.“

„Ich bitte Sie sogar darum — Herr — Fritz?“

„Fritz Weber“, nickte Oswald zustimmend, während der Arzt einstieg und dann mit einem feinen Lächeln hinzufügte: „Auch ich möchte gern einige Fragen an Sie richten, deren Beantwortung mich ganz außerordentlich interessiert.“

„Ich stehe mit Vergnügen zu Dienst!“ erwiderte Oswald mit höflicher Verbeugung, stieg gleichfalls ein, schlug den Wagenschlag zu und nahm auf dem Rücksitz des alten Landauers Platz.

Im selben Augenblick zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon.

In aller Behaglichkeit steckte der Doktor sich eine frische Zigarre an, lehnte sich bequem in die Polster zurück und sah sein vis-à-vis mit fragenden Augen an.

Aber Oswald blieb stumm und machte kein harmlosestes Gesicht.

„Was sind Sie für ein Landsmann, Herr — Weber?“ fragte plötzlich der Arzt.

„Berliner, Herr Doktor!“

„Sind Sie schon lange auf Schloß Neudeck im Dienst?“ fuhr Neumark fort.

„Seit zwei Tagen! Frisch von der Landstraße weg hat mich der Herr Graf als Kammerdiener engagiert.“

„So? — Was waren Sie denn früher — als Sie noch nicht — Fritz Weber hießen?“ forschte der Arzt weiter, mit einem leichten Lächeln um die Mundwinkel.

„Ich verstehe nicht, wie der Herr Doktor meint!“ Man es vollkommen ruhig zurück.

„Na, dann muß ich mich deutlicher erklären. Sie haben im Gesicht, Sprache, Gang und Manieren eine so frappante Ähnlichkeit mit einem mir lieben und unvergeßlichen Menschen, daß ich es nicht für möglich halten kann, daß Mutter Natur zwei so zum Verwechseln ähnliche Menschen geschaffen haben könnte. Entweder also stehe ich hier vor einem Phänomen, einer Kaprixe der Schöpfung, oder Sie sind nicht Fritz Weber, wie Sie mich glauben lassen wollen, sondern —“

„Doktor Oswald Edstädt!“ fiel Oswald ein und streckte dem Arzt die Hände in aufwallender Herzlichkeit entgegen, während er fortfuhr: „Ich will der Komödie ein Ende machen, Ihnen gegenüber wenigstens, Ferdinand, denn daß ich hier in dieser Weltabgeschiedenheit gerade auf Sie treffe, tut mir wohl, als Sie ahnen. Ja, ich bin es — und schon auf dem Bahnhof sah ich, daß Sie mich auf den ersten Blick erkannt hatten, ebenso wie ich Sie. Aber sprechen Sie ja leise, damit der Alte auf dem Bock nichts merkt.“

Der Doktor schüttelte seinem Jugendfreund in stummer Herzlichkeit die Hände, dann sagte er in gedämpfstem Ton: „Nun aber erklären Sie mir das Rätsel, weshalb ich Sie unter einem falschen Namen finde. Sind Sie hier inkognito?“

„Für alle Welt — ja! Und wenn ich Ihnen weiteres mitteile, offen und ehrlich, als alter Freund dem Freunde, müssen Sie mir feierlich versprechen, dies mein Inkognito vor aller Welt zu wahren.“

„Mein Wort darauf, Oswald — und Sie wissen —“

„Daß Sie ein Ehrenmann sind. Ja, das weiß ich, und einen solchen braucht ich eben. Sie erinnern sich, wie ich mit Freunden sehe, des armen Studenten mit so ehrlicher Freundschaft, daß ich Ihnen mit vollem Vertrauen entgegenkomme, und vor allen Dingen muß es klar sein zwischen Ihnen und mir. Ich bin hier tatsächlich seit zwei Tagen als Kammerdiener des Grafen engagiert, und wären Sie vielleicht drei oder vier Tage später gekommen, so hätten Sie mich sicher bereits in der Libree des gräflichen Hauses angetroffen.“

„So ist die Sache wirklich Ernst?“ fragte der Arzt einigermassen verlegen, denn er wußte sich diesen Mann in dieser Stellung einfach nicht zu erklären.

„Voller Ernst! Ich bin Diener und so eine Art von Krankenpfleger. Heiße nicht mehr Oswald Edstädt, sondern Fritz Weber, und bewohne im Schloß mein Domestikenzimmer, wo ich den Herrn Doktor Neumark schwerlich als alten Kollegen willkommen heißen darf. Und dennoch muß ich Sie sprechen, oft und viel, liebster Freund, denn von unserem gegenseitigen Einverständnis hängt mehr viel leicht ab, als wir beide ahnen. Von meinen Verhältnissen, von den Umständen, die mich hierher geführt, reden wir später, das ist der einzig humorvolle Teil an der Sache. Da ich das Wort von Ihnen habe, das mir die Wahrung meines Inkognitos verbürgt, sollen Sie vor allem wissen, daß ich eigentlich hier bin als — Detektiv.“

„Als — Detektiv? — Wie meinen Sie das?“

„Mit wenigen Worten. Ich habe hier im Schloß unter angenommenem Namen ein Abenteuer gesucht und habe statt dessen etwas anderes gefunden.“

„Und das wäre?“ fragte Ferdinand in äußerster Spannung.

„Ein Verbrechen!“

Der Arzt schien einen lauten Ruf der Ueberraschung ausstoßen zu wollen, aber Oswald legte bedeutungsvoll und rasch die Finger auf seine Rippen und fuhr leise, in fast hauchendem Tone fort:

„Ja, Doktor, ein Verbrechen oder sogar deren zwei, einen geschehen und einen im Entstehen begriffenen Mord, wie er infamer und menschenlicher nicht gedacht werden kann. Aber alles basiert bei mir nur noch auf Vermutungen, noch habe ich keinerlei Beweis und muß mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, wenn ich mein Ziel erreichen und das bedrohte Menschenleben retten will. Dazu brauche ich aber einen Bundesgenossen und der müssen Sie mir sein!“

(Fortsetzung folgt)

Pfingstbräute bei uns und anderwärts.

Von Egon Roska (Charlottenburg).

Wenn an den hohen Feiertagen der Christenheit, insbesondere zum Pfingstfest und Weihnachten, in der Regel viele Verlobungen publiziert zu werden pflegen, so entspringt diese moderne Gepflogenheit wohl im allgemeinen praktischen Erwägungen des Erwerbslebens. Die meisten Menschen haben an den Festtagen am besten Zeit, sich derlei „Privatangelegenheiten“ zu widmen. Den Kaufmann stört es am wenigsten, wenn die mannigfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen der Bräutigams am Verlobungstage ihn nicht von seiner geschäftlichen Tätigkeit ablenken, Millionen Angestellte bedürfen an diesem Tage nicht eines außerordentlichen Urlaubs. Wenn die ganze Welt feiert, ist auch Raum für die Feier solcher Herzensangelegenheit.

Indessen ist es auch im Volksleben selbst und den Volksbräuchen tiefer begründet, daß gerade das Pfingstfest dazu ausersehen wird, das häusliche Glück durch die Wahl einer Bräut zu errichten. Pfingstbräute hat es in allen Länden und zu allen Zeiten gegeben, d. h. Bräute, die es durch das Pfingstfest selbst geworden sind.

Am originellsten wird in Rußland das Pfingstfest dazu benutzt, Ehen herbeizuführen. In allen denjenigen größeren Städten des russischen Reiches, die sich noch, wie Moskau, Charkow, Kiew, Kursk usw. ihre nationalen Eigentümlichkeiten vollkommen bewahrt haben, auf dem flachen Lande natürlich erst recht, aber auch in mehr kosmopolitischen Orten, wie Petersburg zuweilen, gilt der zweite Pfingstfeiertag als der Brautschautag. Man spricht da direkt von einem Feste der Brautschau, und eine solche, eine Ausstellung der unverheirateten Mädchen, zum Zwecke ihrer Vermählung, wird in naivster Weise von Angehörigen aller Stände abgehalten.

Der russische Schriftsteller Leon Alexandrowitsch beschreibt diese Sitten in folgender Weise: „In einem der innerhalb oder doch nicht weit von der Stadt entfernt gelegenen öffentlichen Gärten versammeln sich um die sechste Nachmittagsstunde die Eltern mit ihren heiratslustigen Töchtern. Vater und Mutter gehen, scheinbar harmlos, spazieren, die Töchter mit ihnen. Letztere sind im höchsten Staate, mit Schmucksachen jeder Art geradezu beladen, so daß man schon aus diesen den Reichtum der Trägerinnen zu erkennen vermag. Hinter ihnen geht die sogenannte Vermittlerin einher, meistens eine ältere Verwandte des Hauses, oft auch eine nur für den Tag engagierte Person. Zahlreiche junge Männer finden sich gleichfalls im Garten ein, teils solche, die das Ganze nur als einen lustigen Zeitvertreib betrachten, teils aber auch solche, die ernste Absichten haben. Auch diese wandern scheinbar harmlos auf und ab, mustern dabei aber genau die jungen Damen. Gefällt ihnen eine besonders, so genügt ein Wink an die Vermittlerin — sofort biegt diese, wie zufällig in eine Seitenallee ein. Namen, Charakter, Vermögensverhältnisse usw. der Schönen werden nun sicher erkundet, wenn auch all dies von der dienstbeflissenen Vermittlerin nicht selten in allzu rosiges Licht gestellt werden mag. Sagt das Vernommene dem Heiratslustigen zu, so macht auch er Eröffnungen über seine Person, Verhältnisse und Absichten und sofort beginnt die Agentin ihr Geschäft als ehrliche Maklerin; sie weiß warum: meist sichert ihr irgend ein Paragraph im Heiratskontrakt gewisse Prozente zu. Das Resultat ihrer Tätigkeit besteht dann gewöhnlich darin, daß der Freier für den kommenden Sonntag in eine Kirche bestellt wird. Zünden die strengen Augen der weiblichen Richter an dem Bewerber Wohlgefallen, — man behauptet hier, je älter die Tochter, desto milder ihr Urteil; aber das ist wohl Verleumdung — so wird Papa gebeten, diesen zu Mittag einzuladen, worauf es dann der Gewandtheit des jungen Mannes überlassen bleibt, zum Ziele zu kommen.“

Oft ist ihm hierbei, so meint der genannte russische Kulturschilderer, die Vermittlerin noch behilflich, indem sie ihm Verhaltensmaßregeln gibt, ihm die kleinen Schwächen der Vermählten und ihrer Anacharismen verrät oder die

„an die von ihr ausgeforschten Eigenheiten des Bewerberb
berichtet. So werden auf diese Weise durch das Braut-
schaufest, wie Alexandrowitsch behauptet, alljährlich viele,
ist recht glückliche Ehen gestiftet, was um so leichter gelingt,
als manchmal auch die Vermittlerinnen schon wochenlang
vor dem Pfingstfest sich bemühen, Personen, die ihnen als
für einander passend erscheinen, auf die Brautschau auf-
merksam zu machen, um sie dann am zweiten Pfingsttag zu-
sammen zu führen.

In Holland besteht eine Sitte, die zwar nicht direkt den
Zweck einer Brautschau verfolgt, aber diesen Zweck oft er-
reicht. Ein Mädchen wird, auf einem kleinen Wagen
sitzend, mit Blumen und Bändern reich geschmückt, von
armen Frauen umhergeführt, um für diese von den Vor-
übergehenden Geld und andere Gaben zu erbitten. Das
Mädchen wird nach der Pfingstlilie, mit der es zumeist ge-
schmückt ist, „pingterbloem“ genannt. Dieses Amt der Ga-
benheischenden übt das Mädchen so lange aus, bis sie ein
Bursche durch eine besonders reiche Gabe erlöst, wofür er
dann das Recht erwirbt, sie zum Tanze zu führen. Daß
aus diesem Pfingsttanz zumeist ein Tanz fürs Leben wird,
oder vielmehr, daß ein Jüngling sich nur die „pingter-
bloem“ auslöst, nach der sein Herz begehrt, ist selbstverständ-
lich.

Auch in manchen Gegenden Deutschlands wurde ehe-
dem, wie es Brentano in seinem Märchen „Godel, Gindel
und Gadeleia“ in anmutigster Weise schildert, ganz äh-
nlich wie in Holland ein mit Laub und Blumen verhüllte
Maid, die man ausdrücklich Pfingstbraut nannte, umherge-
führt. Sie sah wie ein großer Blumenstrauch aus; das Ge-
sicht war mit einem Schleier von „Siebenfarbenblumen“,
„in Blumen der Iris, des siebenfarbigen Regenbogens, der
Botin der Juno bedeckt.

Aber ähnliche Sitten, wobei der „Pfingstlummel“ und
die „Pfingstbraut“ eine Rolle spielen, gab es und gibt es in
deutschen und deutschsprachigen Ländern gar vielerlei. In
vielen Gegenden zum Beispiel sind der Bursche und das
Mädchen, die zuletzt zur Pfingstfeier kommen, Pfingstlüm-
mel und Pfingstbraut, werden mit Birken und Blumen ge-
schmückt und gelten im Dorf als Paar. Im Lüneburgischen
heißt der betreffende Bursche der Pfingstkerl, in Steier-
mark Pfingstlöden, im Schwarzwald Pfingstbub. In vielen
Gegenden heißt die Pfingstbraut auch Pfingstkönigin oder
Maibraut; sie wurde schon beim Mailehen in der Wal-
purgisnacht ausgelost, ja oftmals zogen die jungen Leute
in der genannten Wundernacht auf eine Anhöhe vor das
Dorf, wo die jungen Mädchen unter den Burschen verstei-
gert wurden. Wer sich eine Maid ersteigert hatte, ergriff
sie mit den Worten „heute zum Lehen, übers Jahr zur
Ehen“. Manchmal natürlich lehnte das so ersteigerte Mäd-
chen den Meistbieter ab, doch kam das seltener vor, als man
annehmen möchte, weil schließlich unter den wenigen jungen
Burschen und Dorfschönen eine gewisse, wenn auch oft un-
ausgesprochene Vereinbarung bestand, welcher Hans die
oder jene Grete bekomme oder wähle. Die so errungene
Maibraut oder Pfingstbraut hat die Pflicht, mit ihrem be-
treffenden Burschen das ganze Jahr hindurch zu tanzen und
sonst auch beim Spiel seine Auserkorene zu sein, was natür-
lich zumeist zur Ehe nach Jahresfrist führte. Vielfach be-
stand auch der Brauch, daß die Dorfjugend zum Pfingstfest
einen Pfingstkönig wählte, der die Tänze und Spiele zum
Pfingstfest leitete. Dieser selbst wählte sich dann zu seiner
Geliebten eine Pfingstkönigin, die dann auch gewissermaßen
als seine Braut gilt, und es wohl in den meisten Fällen
auch wird.

In verschiedenen Gegenden gab es noch vor etlichen
Jahrzehnten kleine Mai- und Pfingstschauspiele, in denen
die feierlichen Umzüge der alten Germanen nachgeahmt
wurden; beinahe in allen dieser Festspiele, die von verschie-
denen Kulturhistorikern beschrieben wurden, kommt eine
Pfingstbraut vor, um die sich das Festspiel dreht, oder die-
ses schließt mit einer Verehelichung. Die Zahl dieser Fest-
spiele war sehr groß, denn in jeder Gegend, ja, in jedem
Dorfe wurden sie anders aufgeführt. Oft wurden lokale
Beschehnisse des Dorfes in die Handlung des Spieles mit

verflochten und diese blieb dann im Laufe der Zeiten er-
halten, obwohl die Tatsachen, die zu der Handlung Anlaß
geboden hatten, längst vergessen waren. So gab es in
einem Dorfe im Osnabrückischen ein Pfingstschauspiel fol-
genden Inhalts: Die schön mit Blumen geschmückte Pfingst-
braut erscheint und wird von zwölf Burschen umworben, die
aber in ihrer Größe sehr verschiedenen sind, während sie selbst
sehr groß ist. Sie aber wählt sich den Kleinsten. Das er-
gibt natürlich denn mannigfach komische Bilder für den Zu-
schauer, und die Komik erreicht ihren Höhepunkt, wenn der
kleine „Pfingstlummel“ zuletzt die riesenhafte „Pfingst-
braut“ zu allerlei Hausarbeit, die sie widerwillig tut, zu
zwingen weiß. Das Ganze ist offenbar eine ins Bäuerische
übersehte Variation von Shakespeares „Widerspenstigen
Zähmung“ und soll an ein wirkliches Begebnis anknüpfen,
das sich in jener Gegend ereignete; es wird dort erzählt,
eine herrschsüchtige Riesin, die niemand zu ehelichen wagte,
habe ein kluger Zwerg geheiratet, der aber durch List und
Klugheit ihrer Herr geworden sei.

Zahlreich sind auch die volkstümlichen Gebräuche, mit-
tels deren die jungen Mädchen zu Pfingsten in der Lage
sind, sich zu verschönern. Beispielsweise ist der Glaube ver-
breitet, daß der Pfingsttan verschönernd wirke und den
blassesten Wangen die Rosenfarbe verleihe. In der Frühe
des ersten Pfingstfeiertages, noch vor Tagesanbruch, ziehen
die Dorfschönen hinaus auf die Wiese, um die Wäsche
vorzunehmen, was freilich mit mannigfachen Schwierig-
keiten verknüpft ist, denn in kleinen Tropfenperlen nur ist
das kostbare, verschönernde Raß zu schöpfen. Dabei sind in
verschiedenen Gegenden noch bestimmte Bedingungen an
dieses Manöver geknüpft, wenn es wirklich glücken soll.

An anderen Orten pflücken die Mädchen in der Nacht
zum ersten Pfingsttage die weißen und roten Blumen des
Mausohrle (Gnaphalium diocum), die die Pflückerin davor
bewahren sollen, zu erkranken und so ihre Schönheit zu ver-
lieren. Auch zu anderen Zwecken abergläubischer Art wer-
den Kränze, aus diesen Blumen gepflückt, benutzt; sie sollen
nicht nur den Menschen, auch das Haus vor Unheil bewah-
ren, aber auch die reinen, keuschen Mädchen vor Anseht-
ungen von seiten schlimmer Burschen, was ja auch dazu
beiträgt, daß aus den lieben Mägdlein dereinstmals
Bräute werden.

So ist unser schönes Frühlingsfest in mancherlei Weise
dazu angetan, den Frühling auch in die Herzen der Men-
schen zu tragen und das häusliche Glück, die Grundlage
allen Volkswohlstandes, mitbegründen zu helfen.

Lustige Ehe.

Angemessen. „Der Trabrennverein veranstaltet als
eine Lotterie? ... Was kann man denn alles gewinnen?“ Es
gibt die verschiedensten Gewinne! Vom Lugschpferd bis her-
unter zur Salami!“

Flucht. „Warum ist der Ingenieur Weber so schnell
wieder von Lemberg nach Wien zurückgekommen? Ich dachte,
er wollte zwei Jahre dort verbleiben?“ „Jawohl, aber man
fängt dort soeben erst mit der „Lustigen Witwe“ an.

Treffend ausgedrückt. „Deine Tante tut ja heute
den Mund nicht auf, Max!“ „Weißt du, warum?“ „Sie hat ihre
Zähne zur Reparatur beim Zahnarzt.“ „So, so; also „wegen
Renovierung geschlossen!“ (Reggend. Blätter.)

Mutter: „Pfui, Otto, artige Kinder stecken den Daumen
nicht in den Mund!“ — Otto: „Welchen Finger denn, Mama?“

Moriz: „Wie heißt es, Vater, fünf Prozent oder Pro-
zent?“ — Vater: „Besser ist schon sechs Prozent.“

Proz (als der Arzt bemüht ist, bei dem Sprößling des
Progen das verschluckte Beihnmarkstück zu entfernen): „Lassen
Sie sich nur Zeit, so dringend brauchen wir das Geld nicht.“

In Untersekunda. Professor: „Sehen Sie diese Ma-
gnetnadel an, wenn Sie eine solche bei sich führen, können Sie sich
nie irren, wie das jetzt z. B. der Schulze tut, der denkt, ich sehe
nicht, wie er schläft.“